

BOOKSPOT

Marianne Efinger

Gottes leere Hand

Roman

BOOKSPOT VERLAG

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen, oder Video, auch einzelner Text- und Bildteile.

Alle Akteure dieses Romans sind fiktiv, Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig und sind vom Autor nicht beabsichtigt.

Copyright © 2010 by Bookspot Verlag GmbH
Satz/Layout: Peter Hänsler
Covergestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von Shutterstock
Lektorat: Eva Weigl
Redaktion: Mirjam Hecht
Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Made in Germany
ISBN 978-3-937357-40-9
www.bookspot.de

Montag

Sein Herz hämmert, dass es im Hals und im Unterkiefer zu spüren ist. Der Rhythmus ist so schnell, dass die einzelnen Schläge ununterscheidbar werden, sich zusammenballen zu einem Kloß, der in der Kehle sitzt und auf den der Magen prompt mit Übelkeit reagiert. Das Giemen, das er hört, kommt von verzweifelten Versuchen, Luft in die Lungen zu ziehen, doch der Brustkorb hebt sich nicht, senkt sich nicht, er fühlt nur einen enormen Druck darauf lasten. Sein Gesicht ist schweißfeucht und der Schweiß ist kalt und klebrig.

Bis auf einen diffus schimmernden Lichtfleck, den die Ziffern seines Weckers streuen, ist es stockdunkel im Zimmer. Als Manuels Blick auf die Anzeige fällt, springt die letzte der Zahlen gerade um. Es ist fünf Uhr siebenundvierzig.

Er bekommt keine Luft. Die Panik, die ihn aus dem Schlaf gerissen hat, wächst, schwillt unaufhaltsam an, wird Todesangst. Er sieht die Ohnmacht kommen, wartet förmlich darauf, dass der Schalter in seinem Kopf umgelegt wird und auch der schimmernde Lichtfleck verschwindet.

Doch stattdessen löst alle Angst sich auf, zurück bleibt nur ein ungläubiges Staunen: Ich werde sterben.

Er hat noch fünfundvierzig Sekunden.

Fünfundvierzig Sekunden. Der Gedanke löst die erste einer Reihe von Handlungen aus, die ihm längst in Fleisch und Blut übergegangen sind. Er knipst die Nachttischlampe an, kurzfristig blendet ihn das grell aufflammende Licht. Aus dem gleißenden Wirbel fügt sich vor allem anderen das Muster der Bettdecke wieder zusammen. Dann ist auch das Zimmer wieder da und mit dem Zimmer all seine Gegenstände. Während er das fahrbare Sauerstoffgerät zu sich heranzieht und die Plastikhaube entfernt, bleibt sein Blick an dem Lesebändchen des

Buches hängen, das auf seinem Nachttisch liegt. Das Lesebändchen ist zerfranst, ein Stück weit aufgespleißt, sodass die einzelnen Fasern auseinanderklaffen.

Manuel stülpt sich die Atemmaske über Mund und Nase, reguliert die Sauerstoffkonzentration und öffnet den Hahn. Beinahe im selben Augenblick registriert er, wie die Lungenflügel sich unter dem einströmenden Gas dehnen. Da ist sie wieder, die wilde Euphorie, die ihn jedes Mal ergreift, wenn er Sauerstoff aus der Flasche atmet. Doch er kann nach wie vor nicht durchatmen. Die Todesfurcht will wiederkehren, er kämpft sie nieder, denn er atmet – oder besser gesagt, das Gerät atmet für ihn. Er wird zu dem Maschinenwesen, das er fürchtet.

Gern hätte er jemanden an seiner Seite gehabt. Einen vertrauten Menschen, der ihm die Hand hält, den Schweiß abwischt oder einfach nur da ist. Aber das Haus ist leer. Die immense Einsamkeit würgt ihn mehr als sein Herz, das in Panik gerät und in seinen Hals springt, wenn die Lungen wieder einmal streiken. Seit Langem schon machen sie Probleme. Es liegt an seinen Glasknochen, an den Rippen, die nach innen gedrückt sind statt sich nach außen zu wölben und die brechen, wenn er kräftig hustet. In den Bronchialverästelungen sammelt sich der Schleim, jede banale Erkältung kann deshalb lebensgefährlich für ihn werden.

Manuel zählt nicht mehr, wie oft er auf Intensivstationen gelegen hat, an Beatmungsgeräte angeschlossen, über Infusionen ernährt, durch Psychopharmaka ruhiggestellt, mit Antibiotika und Sulfonamiden vollgepumpt. Er weiß nur eines, nämlich, dass er nie wieder eine Intensivstation von innen sehen will. All diese Kämpfe um sein Leben sind zu einer einzigen, verstörenden Erinnerung zusammengeschmolzen, aus der seine Alpträume sich nähren.

Dieses Mal ist es keine Erkältung. Seine Bronchien kleben,

als wären sie mit flüssigem Kunststoff ausgegossen worden. Er erinnert sich nicht, jemals etwas Vergleichbares erlebt zu haben. Plötzlich verschiebt sich etwas, die Muskeln gehorchen wieder, strecken und verkürzen sich, in dieser Bewegung hebt und senkt sich der Brustkorb. Dankbar atmet Manuel ein und langsam wieder aus. Der Kloß in seinem Hals und der Druck auf seiner Brust verschwinden, der Atem beruhigt sich, wird wieder regelmäßig. Er hebt die Maske an und bemerkt im selben Augenblick die Anzeige, die ihn warnt, dass der Sauerstoffgehalt in seinem Blut rapide sinkt. Eben noch bei vierundneunzig Prozent, sackt der Wert schon in der nächsten Sekunde auf neunundachtzig ab. Dann geht das Alarmsignal los, so grell, dass es in den Ohren wehtut.

Manuel starrt fassungslos auf die Anzeige, da drängt sich ihm auf einmal die rote Taste des Babyfons auf, das neben seinem Buch mit dem Lesebändchen steht. So rot ist diese Taste noch nie gewesen. Sie springt auf ihn zu und brennt sich in sein Gehirn ein, während das Gesichtsfeld von beiden Seiten her kleiner wird. Es verengt sich zum Tunnel und die Dunkelheit breitet sich aus.

Mit einem Mal ist er in diesem Tunnel. Es ist eiskalt und ein entsetzlicher Abgrund tut sich auf. Es ist die Finsternis, das Nichts, das Ende von Zeit und Raum. Auf diesen Abgrund schlittert er zu, und da ist niemand, der ihm Halt gibt, und nichts, an dem er sich festhalten kann.

Manuel hört den Schrei, seinen eigenen Schrei, der von den Tunnelwänden zurückgeworfen wird und verhallt.



Die Tür des Wohnheims fällt hinter Dagmar ins Schloss. Das tröstliche Licht, das eben noch den Vorplatz erhellt hat, ist

mit einem Schlag verschwunden. Regentropfen streifen ihre Wangen und der Regen ist mit Graupeln vermischt. Bei diesem Wetter fällt es ihr besonders schwer, in aller Herrgottsfrühe aus dem Haus zu gehen.

Dagmar fröstelt, schlingt beide Arme um den Körper und marschiert los. Ihr Kopf ist leer und an ihren Beinen hängen Bleigewichte. Halsweh hat sie außerdem. Sie läuft an einem mit Werbetexten bepflasterten Bauzaun entlang, vorbei an einem Plakat des Deutschen Sportbundes, auf dem im Wasser schwimmende Köpfe in einer schief gesetzten Sprechblase *Ob, du fröhliche ...* singen, vorbei an der Information, dass die Aktion Sorgenkind sich in Aktion Mensch umbenannt hat, und vorbei an einem roten Herz, das mit einem blauen Kondom für Safer Sex Reklame macht.

Im Licht der Halogenscheinwerfer sehen die großen, gelben Kräne wie Dinosaurier aus. Der gesamte Westflügel des Krankenhauses ist abgerissen worden und soll durch einen Neubau ersetzt werden. Von einem erstklassigen Strahlencentrum, Intensivseinheiten für die Stammzelltherapie und komfortablen Patientenzimmern mit eigenen Duschkabinen ist die Rede. Noch sind von dem neuen Klinikneubau nur die Fundamente und eine Menge Stahlträger zu sehen. Im übernächsten Jahr soll der Betrieb aufgenommen werden. Dagmar sieht all diesen Veränderungen mit gemischten Gefühlen entgegen. In einem hypermodernen Glasbau und von noch mehr Hightech umgeben, kann sie sich nur schwer vorstellen.

Der Pförtner am Eingang hat keinen Gruß für sie, sondern blättert demonstrativ eine Seite der Zeitung von gestern um. Der penetrante Geruch aus Krankheit, Schmerz und Desinfektionsmitteln steigt ihr trotz ihres Schnupfens in die Nase, die in der Wärme zu triefen beginnt. Während sie nach ihrem Taschentuch angelt, hört sie das Signal eines Martinshorns, das

gedämpft über den Flur heranrollt. Es kommt von der hinteren Einfahrt, wo die Rettungswagen bis an die Rampe heranzufahren.

Einmal in der Woche liefern die Rettungswagen sämtliche Notfälle der Stadt im Marienhospital ab. Das ist letzte Nacht wieder der Fall gewesen. Es ist Notaufnahme, heißt es dann. Vor allem im Winter, wenn Inversionswetterlagen auf Herz und Atmung drücken, Grippewellen ihre Opfer fordern oder Glatteis die Zahl der Unfälle sprunghaft ansteigen lässt, werden die einzelnen Stationen mit verletzten, hoch fiebernden, aber auch mit betrunkenen und obdachlosen Menschen überschwemmt. Die Nachtwache ist überfordert, wenn zur normalen Arbeit noch diese schwer einzuschätzenden Notfälle hinzukommen. Nachts ist eine Pflegekraft allein auf Station. Und es gibt im ganzen Krankenhaus keine Nachtschwester, die nicht irgendwann einmal heulend zusammengebrochen ist.

Dagmar kommt vor der Glastür ihrer Station an, sieht dort einen im Flur aufgestellten orangeroten Wandschirm und bleibt wie gelähmt stehen. Hinter dem Wandschirm verbirgt sich ein Bett mit einem Patienten darin, das heißt, dass die Station überfüllt ist. Der Schreck schlägt ihr auf den Magen, der rebelliert und sie daran erinnert, dass sie noch nicht gefrühstückt hat.

An überquellenden Wäschesäcken vorbei eilt sie in Richtung Umkleideraum. Aus einem dieser Säcke hängt ein blutverschmiertes Laken bis auf den Boden herunter. Eine vor eine Tür gestellte Blumenvase ist umgefallen, gelbe Rosen liegen zerstreut herum, jemand ist in die Lache getreten und hat überall auf dem Boden feuchte Fußspuren gesetzt. Mitten im Flur stehen verlassen der Wagen mit den Patientenakten und ein fahrbares Ultraschallgerät, während an drei Patientenzimmern, begleitet von durchdringendem Quäken, die roten Ruflampen

blinken. Aus einem dieser Zimmer schiebt der Krankenpfleger umständlich ein Bett heraus. Darin liegt eine Frau, die Dagmar nicht kennt.

»Wo ist die Nachtwache?«, will Dagmar wissen.

Freddy weist mit dem Finger auf eine Tür. »Ulrike und der diensthabende Arzt sind bei einem Notfall. Ein akuter Bauch. Du hättest hören sollen, wie der Mann gebrüllt hat. Der war sogar noch im Treppenhaus zu hören. Ich muss Frau Reich zum EKG bringen. Sie ist auch heute Nacht gekommen.«

»Ist Marion schon da?«, fragt Dagmar weiter, wartet die Antwort aber gar nicht mehr ab, sondern verschwindet im Umkleideraum, wo sie hastig in einen frischen, weißen Hosenanzug schlüpft. Dann atmet sie einmal tief durch und tritt ins nächste Zimmer. Sie entfernt eine Nierenschale mit Erbrochenem und tauscht ein nasses Bettlaken aus, bevor sie zeitgleich mit den beiden Schülerinnen im Stationszimmer eintrifft, wo ihre Kollegin Marion schon dabei ist, sich einen ersten Überblick zu verschaffen. Auch hier fällt Dagmar sofort die überall herrschende Unordnung ins Auge. Auf dem Schreibtisch häufen sich stapelweise Papiere, während leere Plastikverpackungen, benutzte Nierenschalen und zerknüllte Kompressen ein grandioses Durcheinander auf den Ablageflächen bilden. Marion wirft Dagmar einen Blick zu und sagt anstelle einer Begrüßung: »Bist du krank? Du siehst aus, als ob du eigentlich ins Bett gehörst.«

In diesem Augenblick kommt Ulrike ins Stationszimmer und der diensthabende Arzt folgt ihr auf dem Fuß. Ulrikes Hosenanzug ist mit Flecken übersät, ob es sich dabei um Eiter, Blut oder Quittengelee handelt, ist schwer zu sagen. Ihr ansonsten schon schmales Gesicht wirkt durch die Blässe noch spitzer, das ist immer so, wenn sie erschöpft ist. Dr. Fenning sieht fast noch schlimmer aus. Auf seinen Wangen und an sei-

nem Kinn zeichnen sich dunkle Schatten ab, die ihn wie einen Verbrecher aussehen lassen. Auch er ist leichenblass und die Haare kringeln sich, als hätte er sich seit Tagen nicht gekämmt.

»Der Mann muss wahrscheinlich operiert werden«, erklärt Dr. Fenning. »Mit einem akuten Bauch ist nicht zu spaßen. Wo ist die Patientenkurve?«

»Ich hatte noch keine Zeit, die Kurve anzulegen«, entgegnet Ulrike entnervt und erntet dafür einen fragenden Blick.

»Was soll das heißen? Keine Zeit?«, blafft Fenning. »War Ihnen Ihre Kaffeepause wieder einmal wichtiger? Und wo soll ich meine Anordnungen hinschreiben?«

»Mir doch egal, wo Sie Ihre Anordnungen hinschreiben«, schnappt Ulrike patzig zurück. Der Arzt schnaubt verächtlich durch die Nase, nimmt das Sprizentablett und verlässt türknallend das Stationszimmer.

»Was bin ich froh, dass diese Nacht vorüber ist!« Mit einem Seufzer sinkt Ulrike auf den nächstbesten Stuhl. Die beiden Schülerinnen sehen sie ehrfürchtig an. Sonja ist das Stationsküken und hat mit ihrer Ausbildung gerade erst angefangen. Cornelia ist im zweiten Jahr und wird demnächst ihre Zwischenprüfung ablegen. Beide wissen, dass die Nächte in der Inneren Medizin der pure Horror sind.

Marion jedoch ignoriert Ulrikes Jammern. Sie sieht immer noch Dagmar an. »Du hast bestimmt Fieber. Warum bleibst du nicht zu Hause und meldest dich krank?«

»Und wer soll die ganze Arbeit machen?«, verteidigt sich Dagmar. »Seit Katrins Ausscheiden ist Kranksein einfach nicht mehr drin.«

»Du bist nicht für den Stellenplan zuständig«, gibt Marion kühl zurück. »Das ist Sache der heiligen Anneliese. Wenn du krank bist, bist du krank. Niemand kann von dir verlangen, dass du deine Gesundheit für andere ruinierst.«

»Wenn ich zu Hause bleibe, muss ein anderer einspringen. Und wer? Astrid vielleicht, die nach dreizehn Tagen Dienst gerade mal drei Tage frei hat? Astrid wird sich bei dir bedanken.«

»Ich spreche doch nicht von Astrid. Ich spreche davon, dass wir einen anderen Stellenschlüssel brauchen. Unsere Station ist vom Personal her für acht Pflegefälle ausgelegt, wir haben derzeit aber zwölf zu versorgen. Dazu noch die Notaufnahme. Wir müssen der Pflegedienstleitung endlich Druck machen. Warum kämpfen wir nicht ebenso wie die Ärzte für bessere Bedingungen?«

»Wenn du dich so aufregst, machst du uns allen nur das Leben schwer«, erwidert Dagmar.

»Daher verbreitest du lieber deine Grippeviren und Schnupfenbazillen unter Leute, die ohnehin geschwächt sind«, meint Marion giftig. »Ich finde das verantwortungslos.«

»Was für eine Nacht!« Ulrike beginnt, die auf dem Schreibtisch aufgehäuften Befunde, Laborausdrucke, Notarztberichte und Aufkleber zu sortieren. Marion bequemt sich, ihr dabei zu helfen, indem sie die Nierenschalen zusammenstellt, gebrauchte Kanülen entsorgt, abgerissene Etiketten und überflüssige Durchschläge einsammelt und in den Korb für den Schredder legt.

»Sonja, machst du uns einen Kaffee?«, wendet sich Dagmar der dunkelhaarigen Schülerin zu, während sie schon den Infusionsplan studiert und nach den entsprechenden Flaschen im Schrank greift.

»Und Fenning, dieser Arsch, verdächtigt mich, dass ich nur auf der faulen Haut gelegen habe!« Ulrike will sich nicht beruhigen. »Kaffeepause! Ich dachte, ich höre nicht richtig. Pah!«

»Seit er etwas mit Gössners Tochter hat, ist er lange nicht mehr so nett wie vorher«, stimmt Dagmar zu.

»Um dem Chef zu gefallen, muss er seinen Facharzt nun aber in Onkologie machen und die Station wechseln«, kichert Marion. »An seiner Stelle kommt der schicke Junge aus der Onko zu uns herunter. Christian Fischer. Wir werden bei der nächsten Medikamentenbestellung einen Sonderposten Beruhigungsmittel aufschreiben. Für die weiblichen Patienten, die auf unserer Station liegen. Wir werden die Pillen schachtelweise verteilen müssen.«

»Glaubst du wirklich, dass die alten Omis noch Interesse an Männern haben?«, fragt Cornelia erstaunt, während sie die Hocker unter dem Waschbecken hervorzieht und für die Übergabe in einer Reihe nebeneinander aufstellt, denn im Stationszimmer gibt es nur zwei Stühle und alle wollen sitzen, wenn sie mitschreiben, was in der vorangegangenen Schicht passiert ist.

»War doch bloß ein Witz!«, beruhigt Marion.

Eine Weile noch reden sie über den Neuen. Die beiden Schülerinnen haben glänzende Augen, als wären sie gerne bereit, sich in einen gut aussehenden jungen Arzt zu verlieben. Ulrike bedauert, dass sie nicht dabei sein wird, wenn er sich ihnen vorstellt, und Marion ist der Meinung, dass er vielleicht eine Sünde wert sein könnte. Dagmar hingegen denkt nicht an Christian Fischer, sondern an einen Mann, der sie nur mit freundlicher Geringschätzung behandelt, weil er glücklich verheiratet ist und zwei Kinder hat.

Freddy kommt mit seiner Patientin vom EKG zurück. Ulrike beginnt mit der Übergabe. Sie stellt die fünf Neuzugänge der vergangenen Nacht vor und wie die anderen kritzelt Dagmar automatisch mit. Namen und Erkrankungen prasseln auf sie nieder, aber sie kann sie sich nicht merken, weil sie die Personen nicht kennt und deshalb nichts mit all den Einzelheiten verbindet. Erst neulich hat sie im Fernsehen etwas über kosmische Teilchen gehört, die durch die Erde und durch jeden

Menschen hindurchgehen, ohne die geringste Spur zu hinterlassen: genauso kommt ihr Ulrikes Bericht vor. Ihre Gedanken schweifen ab zu dem Mann, in den sie heimlich verliebt ist, dadurch verpasst sie einen Teil der Übergabe, hört nur noch etwas von »verwahrlost« und »stinkt gotteslästerlich«. Dagmar lässt eine Lücke, um den Namen und die Erkrankung des Verwahrlosten später nachzutragen. Sie gähnt, trinkt einen Schluck Kaffee und reißt sich energisch zusammen.



Der Mann in der roten Jacke richtet sich auf, streicht mit dem Handrücken eine fettige Haarsträhne aus der Stirn und mustert Manuel mit kritischem Blick. Er stößt einen erleichterten Seufzer aus und beginnt, die auf Bett und Boden verstreuten Instrumente einzusammeln und in einen Metallkoffer zu werfen. Manuel fällt auf, dass der Mann dünne Plastikhandschuhe trägt, das findet er seltsam. Ein blaues Licht flackert durchs Fenster herein und lässt sein Schlafzimmer fremd erscheinen.

»Glück gehabt! Zehn Minuten später wäre nichts mehr zu machen gewesen«, meint die Rotjacke.

»Um Himmels willen! Wie können Sie nur so etwas sagen!« Es ist eine Stimme, die Manuel kennt, und erst jetzt sieht er hinter der Rotjacke seinen besten Freund stehen. Dieser ist aschfahl im Gesicht und zudem noch unrasiert. Manuel stellt fest, dass man Lothar seine fünfzig Jahre heute deutlich ansieht. Dann entdeckt er, dass Lothar nur Pantoffeln an den nackten Füßen trägt. Während er sich darüber wundert, wird ihm plötzlich klar, dass sein Freund in Schlafanzug und Morgenmantel bei ihm erschienen ist. Was tut Lothar in diesem Aufzug hier in seinem Haus? Und warum stehen alle Türen sperrangelweit offen?

Da ist der Tunnel, der im Nichts geendet hat. Die Anzeige mit den schnell abfallenden Sauerstoffwerten. Die rote Taste. In scharf gezeichneten Bildern kehrt die Erinnerung zurück. Mit einem Mal versteht Manuel: Das Blaulicht da draußen gilt ihm, und der Fremde in der roten Jacke ist der Notarzt.

»Es ist ja noch einmal gut gegangen«, sagt er heiser. Sein Nacken schmerzt und sein Hals fühlt sich wie wundgescheuert an.

»Willkommen unter den Lebenden«, sagt der Notarzt und grinst ihm zu. »Wie fühlen Sie sich?«

»Wie eine gekochte Kartoffel! Was ist denn eigentlich passiert?«

Der Notarzt deutet auf Lothar. »Ihr Nachbar hat uns gerufen. Wir kamen, sahen Sie kurz vorm Exitus und siegten.« Während er spricht, bückt er sich, fischt eine abgebrochene, leere Glasampulle unter dem Bett hervor und hält sie Manuel unter die Nase. »Das Zeug hier hat Ihnen das Leben gerettet. Suprarenin! Es hat Ihren Kreislauf gerade noch rechtzeitig wieder in Schwung gebracht.«

»Die Lungen haben gestreikt. Ich erinnere mich«, sagt Manuel matt. »Plötzlich ging gar nichts mehr.«

Der Notarzt zuckt mit den Achseln und wirft die Ampulle ebenfalls in den Metallkoffer. »Wahrscheinlich haben Sie sich zu viel Sauerstoff gegeben. Ihr Gerät lief noch, als wir kamen. Wenn das Blut mit Sauerstoff übersättigt ist, kann es passieren, dass das Atemzentrum im Gehirn blockiert.«

»Das kann nicht sein. Ich weiß, wie viel Sauerstoff ich mir geben darf, und die Anzeige mit den Blutgaswerten ging steil nach unten. Der letzte Wert, an den ich mich erinnere, war fünfundachtzig.«

»Das ist typisch!«, bestätigt der Arzt zustimmend. »Das geht ganz schnell. Da hatte Ihr Nervensystem schon reagiert.«

»Ich habe mir den Sauerstoff doch nur gegeben, eben weil die Lungen blockiert haben«, widerspricht Manuel, aber der Notarzt hört ihm nicht mehr zu, sondern dreht sich zu einer Frau um, die eben im Türrahmen aufgetaucht ist. Sie hat einen braunen Schal um den Kopf und ein Umhängetuch um die Schultern geschlungen.

»Hallo, Frau Müller!«, ruft Manuel und hebt grüßend die Hand. Er sieht Frau Müller jeden Tag, denn sie ist es, die ihm den Haushalt führt und die Wäsche bügelt.

»Ich wollte nur fragen, ob ich etwas helfen kann«, sagt Frau Müller atemlos, lässt ihren Blick durchs Zimmer schweifen und richtet ihn schließlich auf den Notarzt. »Die Sirene des Rettungswagens hat uns aus dem Schlaf gerissen, dann haben wir das Blaulicht hier in unserer Straße gesehen. Mein Mann und ich wohnen nebenan ... Was ist denn mit Herrn Jäger? Ist er krank?«

»Es ist nur halb so schlimm, wie's aussieht«, gibt dieser zurück und setzt sich in seinem Bett auf. »Ich bin noch am Leben.«

»Gute Frau, Sie helfen uns am meisten, wenn Sie uns unsere Arbeit machen lassen«, meint der Arzt und schiebt Frau Müller zur Tür hinaus. »Gehen Sie wieder nach Hause und legen Sie sich in Ihr Bett. Hier versperren Sie meinen Leuten nur den Weg.«

Lothar quetscht sich am Arzt vorbei und geht vor Manuels Bett in die Hocke. »Mann, du hast mir vielleicht einen Schrecken eingejagt«, sagt Lothar und klebt das lose Pflaster, das die Kanüle in der Vene hält, sorgfältig an Manuels Arm fest. »Einen Augenblick lang habe ich geglaubt ... ich habe tatsächlich geglaubt, du bist ... du warst blau im Gesicht ... richtig blau ... Dem Himmel sei Dank, dass ich vor Kurzem auf die Idee gekommen bin, diesen Notruf bei dir zu installieren. Wozu ein altes Babyfon doch gut sein kann!«

»Damit haben Sie Ihrem Nachbarn zweifellos das Leben gerettet«, sagt der Notarzt und greift in seinem Koffer nach einer durchsichtigen Halbliterflasche aus Plastik. »Ich schließe jetzt noch eine Infusion an die Nadel in Ihrem Arm an«, wendet er sich wieder an Manuel, »dann brauche ich Ihre Personalien, Krankenkasse, Versichertennummer und so weiter. Die Kollegen vom Roten Kreuz bringen Sie ins Krankenhaus, dort wird man Sie gründlich untersuchen.«

Manuel sinkt in sein Kissen zurück, sieht den Arzt an, sieht Lothar an und schüttelt langsam den Kopf. Wie viele Untersuchungen und Behandlungen hat er im Laufe seines Lebens über sich ergehen lassen? Einmal muss es doch genug sein.

»Mir geht es wieder gut«, versichert er deshalb dem Notarzt. »Ich brauche keine Infusion und ich will auch nicht ins Krankenhaus.«

»Wenn Sie glauben, dass nun alles in Ordnung ist, irren Sie sich aber gewaltig«, widerspricht der Arzt.

»Ich will nicht schon wieder ins Krankenhaus.«

»Sie haben vielleicht Nerven!«, gibt der Notarzt gereizt zurück. »Sie waren kurz vorm Aus. Glauben Sie wirklich, da lasse ich Sie einfach in Ihrem Bett liegen und gehe?«

»Hören Sie, das Krankenhaus ist ein gefährlicher Ort für mich«, sagt Manuel und hebt beschwörend beide Hände. »Ich muss jede Infektion vermeiden und im Krankenhaus wimmelt es von Keimen. Die Krise ist vorbei. Mir geht's wieder gut. Außerdem ist bald Weihnachten. Ich will Weihnachten zu Hause verbringen.«

Der Notarzt achtet nicht auf Manuel, sondern zieht sein Funkgerät aus der Tasche, das sich mit einem aufdringlichen Piepsen bemerkbar gemacht hat. »Ich bin hier gleich fertig«, sagt er ins Gerät und gibt einen kurzen Bericht ab. »In fünf Minuten fahre ich los, okay?«

»Sei nicht kindisch, Manuel«, mischt sich nun Lothar ein. »Irgendetwas stimmt nicht mit dir. Im Krankenhaus werden sie herausfinden, was los ist. Die Atmung setzt doch nicht grundlos aus. Du musst dich untersuchen lassen.«

»Bis Weihnachten sind Sie sicher längst wieder zu Hause«, meint der Notarzt, dreht an einer Klemme und lässt ein paar Tropfen der klaren Flüssigkeit aufs Bett fallen. Zwei Sanitäter stapfen ins Zimmer und bringen einen Schwall eiskalter Luft mit herein. Zwischen sich haben sie eine Rolltrage, die sie mit geübten Griffen auseinanderklappen. Der Notarzt gibt einige Anweisungen, Manuel greift nach Lothars Arm.

»Ich will nicht mehr ins Krankenhaus. Ich will da einfach nicht mehr hin.«

»Bis Weihnachten bist du bestimmt wieder zu Hause.« Lothar wendet seinen Blick ab und hebt ein heruntergefallenes Taschentuch vom Boden auf. »Den Heiligabend verbringst du wie immer bei uns. Die Kinder kommen auch. Linda macht Ente mit Semmelknödeln und ich setze unsere traditionelle Feiertags-Bowle an.«

»Oho! Und was ist, wenn sie mir im Krankenhaus die Geschmacksnerven paralisieren?«, trumpft Manuel mit einem schiefen Lächeln auf. »Jammerschade, wenn ich den köstlichen Geschmack von Lindas Ente bloß von deinem Gesicht ablesen könnte. Wie du weißt, ist das alles schon einmal da gewesen.«

»Tu es mir zuliebe. Glaubst du, ich könnte noch eine einzige Nacht in Ruhe durchschlafen, wenn ich dauernd Angst haben müsste, dass demnächst wieder so etwas passiert?«

Manuel zögert, senkt den Kopf, ringt mit sich. Schließlich gibt er sich einen Ruck und nickt ergeben. »Vielleicht hast du recht. Für deine schlaflosen Nächte will ich nicht verantwortlich sein.«

»Du wirst sehen, die bringen deine Lungenflügel dahin, dass du sogar auf den Mount Everest klettern kannst«, ruft Lothar erleichtert aus.

»Na, dann bin ich aber froh, dass ich kein Einreisevisum für Nepal habe«, gibt Manuel trocken zurück.

Die Sanitäter haben die Decke auf der Trage bereits zurückgeschlagen. »Herr Jäger?«, wendet sich der Jüngere nun fragend an Manuel. »Wenn Sie mir sagen, wo ich die Sachen finde, dann packe ich Ihnen schnell eine Tasche mit dem Notwendigsten zusammen. Zahnbürste, Unterwäsche, Pantoffeln und so weiter.«

Obwohl der Junge freundlich gesprochen hat, sind seine Worte ein Stich in Manuels Herz. Sie meinen es also ernst. Er muss seinen Himmel wieder einmal verlassen. Die Straße, in der er wohnt, heißt tatsächlich so: *Im Himmel*. Sein Häuschen ist das letzte in der Reihe und hat die Nummer 108. Dahinter ist nur noch Wald. Davor fällt das Gelände steil ab und eröffnet ihm einen malerischen Ausblick auf Dächer und Baumkronen unten im Tal.

Manuels Haus ist klein. Es hat insgesamt vier Zimmer, alle auf ebener Erde gelegen, weil er beinahe zu allem den Rollstuhl braucht. Früher einmal hat das Häuschen seinem Großonkel und zu einer Schrebergartenkolonie gehört. Das ist lange her, die Schrebergärten sind verschwunden. Alle anderen Häuser in der Straße sind neu und vor allem groß. Darin wohnen Leute, die es zu etwas gebracht haben. Lothar ist einer von ihnen.

»Zieh dir nur etwas Warmes über«, sagt dieser gerade fürsorglich und reicht Manuel Hemd und Hose. »Ich komme dich heute Nachmittag besuchen und bringe dir mit, was du brauchst. Wohin geht's denn eigentlich?«, will er von den Sanitätern wissen.

»Ins Marienhospital auf der Schillerhöhe«, erwidert der Ältere. »Die sind heute mit der Notaufnahme dran. Kennen Sie das Krankenhaus?«

»Ich war zwei- oder dreimal dort«, gibt Manuel zu. »Gehört es nicht irgendeiner katholischen Organisation? Den Barmherzigen Brüdern oder so ähnlich?«

»Der Barmherzigen Gemeinschaft«, berichtet der Rettungsassistent. »Früher einmal war es ein Mönchsorden, aber heute ist es eine fromme Laiengemeinschaft, der auch Schwestern angehören. Es gibt nur noch eine Handvoll Mönche und alle uralt. Das Haus hat einen guten Ruf. Superfähige Ärzte und die Pflege soll ganz ausgezeichnet sein.«

»Ja«, stimmt Manuel zu, während er in die Jacke schlüpft. »Das habe ich auch schon gehört.«

»Wird auf der Schillerhöhe nicht gebaut?«, will Lothar wissen. »Mir ist, als hätte ich von einem neuen Klinikum gelesen, das dort entstehen soll.«

»Der ganze Park ist aufgerissen«, berichtet der Jüngere, während er noch einmal Manuels Blutdruck misst. »Ein gigantomanisches Projekt, ehrlich. Wir alle wundern uns, wie die Barmherzigen das finanzieren wollen, zumal ansonsten überall geknapst und gespart wird.«

Während er noch spricht, machen die beiden Sanitäter sich daran, Manuel aus dem Bett zu heben, aber dieser wehrt ab. »Lassen Sie das Lothar machen. Er weiß am besten, wie das geht.«

Lothar kniet vor dem Bett nieder und legt beide Arme um Manuels schwächtigen Körper. Dann steht er mit einem Ausfallschritt auf, einen Moment lang liegt Manuel wie ein Kind an seiner Brust.

»Ich danke dir, Lo«, sagt Manuel, als die Decke über ihn gebreitet und festgezurt wird.

Lothar steht mit hängenden Armen im Licht des Hausflurs, als Manuel in den Rettungswagen geschoben wird. Im Garten haben sich zahlreiche Nachbarn versammelt, die zu ihm herüberblicken. Ihre Gespräche verstummen. Frau Müller hebt zaghaft die Hand, als wolle sie ihm zum Abschied noch einmal zuwinken.

Manuel sieht auf sein Häuschen und mit einem Mal wird ihm ganz weh ums Herz. Die Tür des Rettungswagens schließt sich mit einem blechernen Knall, während der Fahrer schon den Motor startet und die Sirene einschaltet.



Nach der Übergabe weist Dagmar den Schülern ihre Aufgaben zu und schickt sie in die entsprechenden Zimmer. Danach sucht sie sich selber Waschschüssel und Handtücher zusammen und geht zu Anna Rosenbach.

Wie immer starrt Anna Rosenbach mit leerem Blick die Wand an. Ihr Gesicht ist weich, die Wangen und das Kinn sind gerundet, nichts darin ist schlaff oder gar eingefallen. Sie sieht im Gegenteil ganz rosig und gesund aus. Frau Rosenbach hat etwas von den Großmüttern, von denen in den Märchen manchmal die Rede ist. Aber Frau Rosenbach spricht nicht und ist eigentlich gar nicht da. Nach einem Herzanfall ist sie wiederbelebt worden, seitdem liegt sie im Wachkoma und niemand weiß, ob und was sie von der Welt noch mitbekommt. Über einen Schlauch, der durch die Bauchhaut in den Magen führt, wird sie künstlich ernährt, und sie hat einen Katheter, durch den der Urin aus ihr heraus und in einen Beutel läuft. Der Beutel wird zweimal täglich geleert, wie viel es jeweils ist, schreiben die Pflegenden in eine Tabelle, die im Wirtschaftsraum an der Wand hängt. Der Sozialarbeiter ist dabei, einen

Heimplatz für Frau Rosenbach zu suchen, aber so kurz vor Weihnachten sind alle Pflegeheime überfüllt, deshalb liegt sie immer noch auf der gastroenterologischen Station von Dr. Regina Funke. Das dürfte eigentlich nicht sein.

Bevor Dagmar mit ihrer Arbeit beginnt, legt sie ihre Hand auf Frau Rosenbachs Arm und spricht mit ihr. Anfänglich hat sie sich jedes Mal mit ihrem Namen vorgestellt und der Bewusstlosen erklärt, was sie nun tun wird. Inzwischen spricht sie von anderen Dingen, weil sie glaubt, dass Frau Rosenbach nicht immer dasselbe hören will. Sie erzählt zum Beispiel, wie das Wetter derzeit ist, was sie im Fernsehen gesehen hat oder was es in diesem Jahr auf dem Weihnachtsmarkt zu kaufen gibt. Manchmal erzählt sie Frau Rosenbach, dass sie am allerliebsten auf dem Land leben würde, wo sie im Sommer den würzigen Duft des Heus und im Herbst die frisch gepflügte Erde riechen kann. In Frau Rosenbachs Gegenwart fallen Dagmar die schönen Dinge des Lebens ein. Von unangenehmen mag sie nicht berichten, denn zum einen will sie Frau Rosenbach nicht traurig stimmen und zum anderen wird diese die Welt auch nicht mehr verändern, wenn sie immerzu nur an die Wand starrt.

Heute erzählt Dagmar Frau Rosenbach, dass ein neuer Arzt auf Station kommen wird, einer, in den sich alle verlieben werden, weil er noch besser als Brad Pitt aussieht. Dabei fällt ihr auf, dass Frau Rosenbach in der Nacht wieder stark geschwitzt hat, und auch jetzt ist die Haut mit einem dünnen Schweißfilm bedeckt. Die Körpertemperatur ist normal. Vielleicht steckt ein ernstes Problem dahinter, Hormonschwankungen könnten es sein oder der Blutzucker.

Frau Rosenbach ist gewaschen, abgetrocknet und eingecremt. Dagmar will ihr ein frisches Flügelhemd überstreifen, doch als sie in den Schrank greift, ist dieser leer. Wo ein Stapel

gefalteter Hemden hätte liegen sollen, findet sich nur die aufgerissene Banderole einer Packung Einmalhöschen. Dagmar wirft die Banderole in den Papierkorb, deckt Frau Rosenbach sorgfältig zu und geht aus dem Raum. Sie hasst es, wenn in der Schicht am Nachmittag wieder einmal keine Zeit gewesen ist, die Schränke ordnungsgemäß aufzufüllen. Sie stellt sich vor, dass sie an Frau Rosenbachs Stelle von einer Pflegekraft gewaschen wird, dann möchte sie selber baldmöglichst wieder ein Hemd anhaben.

Aber Frau Rosenbach wird vorerst ohne Hemd bleiben, denn über der gegenüberliegenden Zimmertür blinkt die rote Lampe. Es ist das Zimmer, das Frau Liebich und Frau Kubatzki derzeit gemeinsam bewohnen. Obwohl Dagmar ahnt, dass es nichts Wichtiges ist, muss sie dem Ruf doch Folge leisten.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte duschen!«, erklärt Frau Kubatzki. In der Übergabe hat Ulrike sich beschwert, dass die Kubatzki in der Nacht wieder endlos geklingelt hat, jede Viertelstunde einmal, sodass sie schließlich für ein paar Stunden den Stecker aus der Dose gezogen hat. Ute Kubatzki leidet seit Jahren an Multipler Sklerose und ist durch einen akuten Schub derzeit ans Bett gefesselt. Wenn kein Schub ist, kann Frau Kubatzki sich zu Hause mithilfe einer Freundin selbst versorgen. Alle auf Station räteln, wo um alles in der Welt diese Frau eine Freundin hernimmt.

»Wenn Sie mich also bitte ins Bad hinüberfahren wollen, Schwester Dagmar«, so fährt Frau Kubatzki fort, »dann können wir vor dem Frühstück mit allem fertig sein.«

»Heute können Sie leider nicht duschen, Frau Kubatzki«, bedauert Dagmar und will das Zimmer wieder verlassen, aber die Patientin lässt sie nicht so einfach gehen.

»Das hat man mir gestern und vorgestern auch schon gesagt«, kontert Frau Kubatzki und fügt hinzu, dass sie unbedingt duschen muss, weil die Haut juckt, was immer dann geschieht, wenn sie drei Tage lang nicht geduscht oder gebadet hat.

Dagmar versucht zu erklären, dass in der letzten Nacht Notaufnahme gewesen ist, dass nicht nur das Bad, sondern sogar die Besucherecke im Flur mit Notfällen belegt sind, aber damit kommt sie nicht weit.

»Was Sie nicht sagen!«, unterbricht Frau Kubatzki sie und zieht dabei spöttisch die Augenbrauen hoch. »Um Ausreden sind Sie aber nicht verlegen, Schwester Dagmar. Dabei liest man in der Zeitung doch jeden Tag, dass die Krankenhäuser um die Gunst der Patienten buhlen. Ich allerdings habe davon noch überhaupt nichts gemerkt.«

»Es geht aber wirklich nicht«, beteuert Dagmar und verwünscht sich, weil sie dumm genug war, in dieses Zimmer zu kommen. Aber es hilft nichts, sie muss Frau Kubatzki aus dem Bett ans Waschbecken helfen, ihr den Rücken waschen und anschließend auch noch mit Franzbranntwein abklatschen. Dann darf sie endlich gehen und findet draußen im Flur Cornelia in heller Aufregung vor. Diese hat versehentlich einen Infusomaten ausgeschaltet und weiß nicht, wie sie ihn wieder zum Laufen bringen soll. Ein Infusomat ist ein Gerät, das die Tropfgeschwindigkeit einer Infusion penibel regelt und deshalb bei hochwirksamen Medikamenten eingesetzt wird. Cornelia denkt, dass sie einen schrecklichen Fehler gemacht hat. Dagmar muss die Schülerin zuerst beruhigen und danach den Infusomaten wieder einschalten, was nicht so einfach ist, weil er jedes Mal zu piepsen anfängt, sobald sie die grüne Starttaste drückt.

Wieder einmal denkt Dagmar, dass die technischen Geräte im Krankenhaus immer komplizierter werden. Ingenieurin hat

sie nie werden wollen. Schließlich kommt sie darauf, dass sich im Infusionsschlauch winzige Luftbläschen bilden, das akzeptiert dieses Gerät nicht. Es ist eines aus der neuen Serie und so empfindlich, dass man es eigentlich gar nicht mehr benutzen kann. Dagmar muss quer durchs ganze Haus in die Gerätekammer laufen und ein anderes holen, bevor sie mit einem Stapel frischer Hemden zu Frau Rosenbach ins Zimmer zurückkehren kann.

Frau Rosenbach liegt ganz zufrieden in ihrem Bett und ahnt nicht, dass man aus ihren Haaren Kerzendochte machen könnte. Dagmar aber sieht die fettglänzenden Strähnen. Und sie ist nicht froh darüber. In den drei Wochen, in denen Frau Rosenbach bei ihnen liegt, sind die Haare kein einziges Mal gewaschen worden. Dagmar zieht ihrer Patientin das Hemd über und verabschiedet sich, indem sie noch einmal die Bettdecke zurechtupft. Sie träumt davon, Frau Rosenbach in eine Wanne mit viel heißem Wasser und duftendem Schaum zu setzen. Sie möchte Frau Rosenbach von oben bis unten einseifen, ihr die Haare waschen und die Nägel schneiden. Sie möchte das schmutzige Bett frisch beziehen, eine Duftkerze anzünden und Frau Rosenbach zum Abschluss der Prozedur eine Adventsgeschichte vorlesen. Dafür würde sie zwei bis drei Stunden brauchen, doch diese Zeit hat sie nicht. Aber auch die Ärzte verbieten Dagmar ihren Traum, denn ein Vollbad würde Herz und Kreislauf zu sehr belasten, und die Ärzte haben Frau Rosenbach nicht gerettet, damit sie nun trotzdem stirbt. So bleibt, als Dagmar aus dem Zimmer geht, nur eine leise Trauer und das Gefühl, dass etwas nicht so ist, wie es sein sollte.

